

**Verleihung an  
Mechtild M. Jansen  
2009**

**TONY-SENDER-PREIS**

Tony-

Sender-

**Verleihung an**

**Mechtild M. Jansen**

**am 27. November 2009 im Frankfurter Römer**

Preis

**DOKUMENTATION**

2009



# **Inhalt**

- 5 Rede von Bürgermeisterin Jutta Ebeling**
- 9 Laudatio von Prof. Dr. Ulrike Prokop**
- 17 Dankesrede von Mechtild M. Jansen**





## Rede von Bürgermeisterin Jutta Ebeling

Sehr geehrte Frau Jansen,  
sehr geehrte Frau Professorin Dr. Prokop,  
sehr geehrte Damen und Herren,

ich darf Sie im Namen des Magistrats der Stadt Frankfurt sehr herzlich willkommen heißen zur diesjährigen Verleihung des Tony-Sender-Preises.

Es ist mir eine große Freude, heute im Namen der Stadt Frankfurt die Diplom-Pädagogin und Frauenforscherin Mechtild M. Jansen mit diesem Preis auszeichnen zu dürfen.

Gleichermaßen freue ich mich darüber, dass wir Frau Professorin Dr. Ulrike Prokop als Laudatorin gewinnen konnten.

Zum 8. Mal verleiht die Stadt Frankfurt heute – zwei Tage vor dem 121. Geburtstag Tony Senders – den nach ihr genannten Preis.

Geehrt werden Frauen, die mit hervorragenden Leistungen und innovativen Ideen zur Verwirklichung der Gleichberechtigung von Mann und Frau beitragen.

Weil Tony Sender ein selbstbestimmtes, ein engagiertes Leben vorgelebt hat und in ihren Problemstellungen erstaunlich heutig ist, lassen Sie mich sie kurz vorstellen:

Tony Sender war eine engagierte Politikerin und Frankfurter Stadtverordnete. Sie absolvierte 1905 die Handelsschule in der Seilerstraße und war schon mit 16 Jahren berufstätig und damit unabhängig vom konservativen, behütenden Elternhaus.

Bei einer Wahlrechtsdemonstration 1910, zu der neben der Sozialdemokratischen Partei auch der Frankfurter Verein für Frauenstimmrecht, in dem viele bürgerliche Frankfurterinnen organisiert

waren, aufgerufen hatte, erfuhr sie erstmals die repressive Macht der Polizei im Kaiserreich: Tony Senders Frage an einen Polizisten, seit wann Steuern zahlende Bürger nicht mehr die Straße benutzen dürften, beantwortete dieser mit dem Knüppel.

Die Erlebnisse dieser historisch als „Frankfurter Blutnacht“ bezeichneten Aktion waren Anlass für Tony Sender, der SPD beizutreten.

Beruflich führte sie ihr Weg nach Paris, wo sie sich bald als sozialistische Rednerin einen Namen machte. Doch mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde Tony Sender für den französischen Staat zur feindlichen Ausländerin.

Trotz ihrer Nähe zur SPD und zur sozialistischen Idee war sie stets politisch unabhängig und gegen jeglichen Dogmatismus. In den Kriegsjahren setzte sie sich aktiv für den Frieden ein, ein mutiges Unterfangen, denn Positionen für den Frieden hatten wahrlich keine Konjunktur. Schließlich hatte die gesellschaftliche Mehrheit, über alle Parteigrenzen hinweg, dem Krieg zugestimmt. Als die SPD im Reichstag für die Bewilligung der Kriegskredite votierte, trat sie aus der Partei aus und wurde Mitbegründerin der USPD. In einem Frankfurter Polizeibericht wird sie als „stadtbekannte Agitatorin“ ‚gewürdigt‘.

Tony Sender wurde 1919 Abgeordnete der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung. Sie war eine höchst eigensinnige, engagierte und kompetente Politikerin und glänzende Rednerin.

Sie wurde Mitglied des Schulausschusses und des sozialpolitischen Ausschusses. Und sie meldete sich entschieden zu Wort, um sich zum Beispiel für die Erwerbslosenfürsorge einzusetzen, um

gegen das traditionelle ständische Schulwesen zu streiten und um gleiche Bildungschancen durch kostenlosen Besuch aller Schulen zu fordern.

Hochaktuelle Themen, wie ich finde, denn bis heute zeigen unabhängige europäische Vergleichsstudien, dass es in Deutschland noch immer nicht gelungen ist, gleiche Bildungschancen für alle Kinder zu verwirklichen.

Von 1920 bis 1933 gehörte Tony Sender dann dem Reichstag an. Sie war eine der ersten, die vor der sich formierenden faschistischen Bewegung warnte. Wiederholte Morddrohungen durch die Nationalsozialisten folgten. Sie war zur Projektionsfläche dreifachen Hasses geworden: als Sozialistin, als Jüdin und als eine in der Öffentlichkeit stehende, politisch engagierte Frau.

Ihr Ziel war die Bekämpfung des Faschismus in Europa. Auf Vortragsreisen unter anderem auch in die USA berichtete Tony Sender über die Geschehnisse in Deutschland und den Bürgerkrieg in Spanien, den sie als Berichterstatteerin aus eigener Anschauung kannte. Die überzeugte Pazifistin warb schweren Herzens für einen Kriegseintritt der USA zur Rettung der europäischen Zivilisation.

Als Europa den nunmehr staatenlosen Exilanten keinen Schutz mehr bot, entschied sie sich für die Emigration nach Amerika und arbeitete bei den Vereinten Nationen, die sich noch im Aufbau befanden. Dort war sie zuständig für die „displaced persons“ in Europa.

Auch hier zeigt sich ihre eminent politische Motivation. Was als soziale Arbeit verstanden werden könnte, wendete sie hoch politisch. Die Ziele dieser Arbeit waren für sie: „Den Frieden gewinnen“ und „Vertrauen in die Demokratie schaffen“.

Nach dem Krieg plädierte sie konsequent für die Entmilitarisierung Deutschlands und für die Stär-

kung der dort von ihr vermuteten „demokratischen Mächte“. In den USA, bei den Vereinten Nationen, warb sie unermüdlich für die Demokratisierung Deutschlands, für die Vermeidung von Rache und Demütigungen.

Sie engagierte sich insbesondere in der Menschenrechtskommission und im Sozial- und Wirtschaftsrat der UN. Ihre zutiefst humanistische Haltung zeigt sich auch darin, dass sie als überzeugte Antifaschistin stets auch in Gegnerschaft zum Stalinismus stand und gleichzeitig den blinden Antikommunismus anprangerte. Vehement setzte sie sich für die Zusammenarbeit der Ost-West-Mächte ein und kämpfte gegen die Vorboten eines kalten Krieges.

1964 starb sie im Alter von 76 Jahren. In ihrer Autobiographie hat sie einen ihrer grundsätzlichen Gedanken so beschrieben:

„... mein ganzes Leben war Kampf um mehr Freiheit gewesen – um gesellschaftliche Bedingungen, unter denen jedes Individuum die Bedürfnisse empfinden und befriedigen kann, die uns erst zum Menschen machen.“

Tony Sender war eine mutige, politisch kluge Weltbürgerin.

Seit 1991 vergibt die Stadt Frankfurt am Main den Tony-Sender-Preis im Turnus von zwei Jahren. Die Preisvergabe an eine Frankfurter Frauenpersönlichkeit oder Initiative, die sich für die Rechte der Frauen einsetzt, ist ein wichtiger Beitrag für mehr Geschlechtergerechtigkeit.

Uns ist es wichtig, in der Stadtöffentlichkeit die Frauen auszuzeichnen, die auf diesem Wege großes Engagement bewiesen haben und neue Ideen beisteuern.

Zwar sind wir Oberbürgermeisterin, Bürgermeisterin, Dezernentin, Amtsleiterinnen, Institutsleiterinnen, Fußballweltmeisterinnen geworden, wir

sitzen an Führungsstellen in Kirche, Kultur, Verbänden und in der Wirtschaft. Aber im Vergleich zu den Männern sind wir noch immer viel zu wenige, und es steht uns gut an, diejenigen Frauen auszuzeichnen und hervorzuheben, die sich über lange Zeit erfolgreich für Geschlechterdemokratie einsetzen.

Dies insbesondere, weil Mädchen und junge Frauen Vorbilder brauchen für ihre Identitäts- und Rollenfindung: selbstbewusste Frauen, die ihren Weg machen, auch gegen Widerstände.

Gleichberechtigung und Geschlechtergerechtigkeit heißt nicht, für alle das gleiche Angebot zu machen. Es bedeutet, zielgenau zu differenzieren und zu erfassen, was Mädchen und Frauen in ihren unterschiedlichen Lebenslagen brauchen, und führt auch zu der Frage, welchen überholten und einschränkenden Rollenzuweisungen Jungen unterliegen und wie das aufzubrechen ist.

Viele Ämter und Einrichtungen in meiner Zuständigkeit und in der Stadt arbeiten auch an Projekten und Programmen, die Jungen fördern. Denn gelebte Geschlechterdemokratie verändert beide: Männer wie Frauen.

Eine Politik von und für Frauen ist dazu kein Widerspruch, sondern Voraussetzung. Der Tony-Sender-Preis zeichnet diejenigen aus, die vorangehen in Kunst, Wissenschaft, Politik und Gesellschaft, die uns in Frankfurt neue Horizonte eröffnen, er ist ein Ausdruck der Wertschätzung, des Affidamento. Dieser Preis ist keine Belohnung für ehrenamtliche Arbeit (die gleichwohl hoch willkommen und erwünscht ist).

Aus der mittlerweile stattlichen Liste der Preisträgerinnen möchte ich in aller Kürze nur zwei stellvertretend hervorheben, die nachhaltig und bevor es zum gesellschaftlichen Mainstream wurde, die Lebensverhältnisse von Frauen und die Sichtweise auf Frauen geprägt haben.

Erstmals wurde der Preis 1991 an Frau Professorin Dr. Helga Einsele vergeben. Sie war Gefängnisdirektorin der Justizvollzugsanstalt für Frauen in Frankfurt-Preungesheim und hat dort bahnbrechende Verbesserungen der Lebensbedingungen inhaftierter Frauen und ihrer Kinder erreicht.

Vor vier Jahren, 2005, haben wir den Tony-Sender-Preis an Frau Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen vergeben. Sie ist die „grande dame“ der Frauenbewegung, eine gesellschaftswissenschaftliche Kapazität und Psychoanalytikerin, die Freud mit weiblichem Blick neu gedacht und sich verwahrt hat gegen die Definition der Frau als „Mangelwesen“.

In diesem Jahr nun hat sich die Jury zur Vergabe des Tony-Sender-Preises an Mechtild M. Jansen entschieden.

Mechtild M. Jansen ist für die Hessische Landeszentrale für politische Bildung tätig. Sie ist eine Pionierin der feministischen Bildungsarbeit und der Frauenforschung. Sie bereichert seit mehr als 30 Jahren mit vielen der von ihr herausgegebenen Beiträge die frauenpolitische Diskussion. Sie gibt uns immer wieder neue Impulse, indem sie die unterschiedlichen Lebenslagen von Frauen in den Fokus rückt und neue Perspektiven für Frauenleben zur Diskussion stellt.

Mechtild Maria Jansen war eine der ersten, die in der Katholischen Hochschulgemeinde schon in den frühen 1970er Jahren das Thema Frauenforschung – noch bevor Frauenforschung etabliert war – aufgegriffen hat. Die Themen ihrer vielen Tagungen und Veranstaltungen sind immer am Puls der Zeit. Sie ist dabei sehr gut vernetzt – auch mit der Frankfurter sozialen und kulturellen Infrastruktur für Frauen, und sie ist Teil davon.

Gestern erst startete die von ihr mitentwickelte Veranstaltungsreihe „Gerechtigkeit – von Philosophinnen gesehen“, die noch bis zum 4. Februar

in Kooperation mit der Evangelischen Stadtakademie und dem Frauenreferat läuft.

Mechtild M. Jansen hat sich immer auch ehrenamtlich engagiert. Sie war Vorstandsmitglied des Frankfurter Instituts für Frauenforschung, wurde in den Beirat der sozialwissenschaftlichen Fachzeitschrift „Feministische Studien“ gewählt und ins Stiftungskomitee des Archivs der Deutschen Frauenbewegung berufen. Außerdem ist sie Mitglied im Vorstand der hessischen Heinrich-Böll-Stiftung.

Liebe Mechtild M. Jansen, die Verbindung Ihres Engagements für die Katholische Hochschulgemeinde und der Grünen Heinrich-Böll-Stiftung würde Heinrich Böll sehr gefallen haben. Vielleicht hätte sein Protagonist in den „Ansichten eines Clowns“ nicht gar so traurig und einsamen müssen, wenn er ein wenig mehr die Frauen im Allgemeinen und die von ihm geliebte Frau im Besonderen verstanden hätte.

Ich freue mich ganz besonders, Ihnen heute den Tony-Sender-Preis überreichen zu können. In Abstimmung mit Ihnen wird Frau Professorin Dr. Ulrike Prokop die Laudatio halten. Hierin erfüllt sich ein gemeinsamer Wunsch von Frau Jansen und mir.

Ulrike Prokop ist Professorin im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Philipps-Universität Marburg und erforscht unter anderem die Geschlechterverhältnisse und den Zusammenhang von patriarchalen Strukturen und weiblichen Lebenszusammenhängen.

Sie lehrte in Frankfurt und Marburg. Sie forscht seit den 1980er Jahren zu der Rolle der Frau im historischen Vergleich. Sie startete die ersten Frauenseminare an der Johann Wolfgang Goethe Universität und schrieb das viel beachtete Buch „Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemes-

senheit der Wünsche“. Von beidem wissen Frauen viel zu erzählen.

Aktuell sind zwei Analysen erschienen, die sich anhand von „Super Nanny“ und „Germany’s Next Topmodel“ mit dem Wandel von Leitbildern in der Gegenwart beschäftigen.

Ich denke, es ist kein „unangemessener Wunsch“ von mir, dass die Leitbilder für die uns nachfolgenden Frauengenerationen sich nicht auf die gerade genannten beschränken mögen. Mit der Auszeichnung Frau Jansens tragen wir dazu bei, dass andere Rollenmodelle sichtbar werden und sich durchsetzen können.

Natürlich ist unsere Reichweite nicht so groß wie die von Doku-Soaps auf RTL oder Pro7. Dafür wird unsere Veranstaltung nicht von Werbepausen unterbrochen, sondern auf das Schönste eingrahmt von Musik.

Jetzt hören wir noch einmal Allegria, und dann darf ich Frau Professorin Prokop um die Laudatio für Mechtild M. Jansen bitten.



## Laudatio von Professorin Dr. Ulrike Prokop

Heute ehren wir Mechtild M. Jansen für ihr Engagement für die Chancengleichheit von Frauen und Männern und ihre vielfältigen Aktivitäten gegen Benachteiligung und Frauendiskriminierung.

Als ich Mechtild M. Jansen 1977 kennen lernte, war sie Referentin für Bildungsarbeit an der Katholischen Studentengemeinde in Frankfurt. Geplant wurde eine Reihe von Arbeitskreisen zum Thema „Frauen im Patriarchat – Vergangenheit und Gegenwart“. Vorsichtig fragte ich, ob das denn an der KSG möglich, ob hier der richtige Ort für ein so umstrittenes Thema sei. „Och“, antwortete Mechtild, „wir machen das schon!“ Das war typisch: Unaufgeregt, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit heiße Eisen anpacken, das funktionierte wie eine Einladung, katholischen Boden zu betreten. Diese erfolgreiche Einladung hing auch mit der persönlichen Freundlichkeit zusammen. Das ging nicht nur mir so. Bald fanden sich ungewöhnlich vielfältige und zahlenmäßig große Gruppen ein, die sonst wohl keinen Fuß in eine kirchliche Einrichtung setzten.

Für die Aktivitäten von Mechtild M. Jansen war (und ist bis heute) eine Besonderheit charakteristisch: Es entstehen Diskussionszusammenhänge mit Menschen, die sonst eher übereinander als miteinander reden. Das herzustellen ist eine Fähigkeit, die sowohl theoretischen Verstand als auch persönliche Neugier und eine Fähigkeit zur Deeskalation erfordert – was alles drei bei der Preisträgerin vorliegt.

Was das konkret heißt, zeigte sich schon in der Arbeit in der KSG in den Jahren 1973 bis 1985. Immer ging es um eine Mischung von Vorträgen, Tagungen und Gruppentreffen, damals Arbeits-

kreise genannt, die sich kontinuierlich in der KSG treffen konnten, die nun einen Ort hatten, so wie der *Schüler-und-Studierenden-Treff* in der KSG 1976. 1980 erfolgte die Einrichtung des *Zentrums für ausländische Studentinnen*, jeden Mittwoch von 16 bis 18 Uhr. Es war wichtig, einen solchen Ort zu haben, der unbedenklich besucht werden konnte – ohne Mitgliedschaft, ohne Kirchengemeindegliederung, sogar ohne Verbindlichkeit außer jener, die sich spontan einstellen würde. So hoffte es die Veranstalterin, und sie wurde nicht enttäuscht.

Etwas krass gesagt, beim Blick über die Themen und Programme von damals: Die Utopie war spürbar und übersetzte sich in Aktionsformen, die von Mechtild M. Jansen eng mit ihrem Bildungsprogramm verknüpft wurden: Selbsthilfegruppen, Trainingsgruppen zum Gesprächsverhalten von Studentinnen, Frauenarbeitskreise und die Initiierung und Leitung einer interkulturellen Krabbelstube der Katholischen und der Evangelischen Studentengemeinde gemeinsam an der Universität Frankfurt.

Das Interessante und Außergewöhnliche bei den Seminaren, die Mechtild M. Jansen entwarf und organisierte, war – das kann ich aus persönlicher Erfahrung sagen –, dass so viele aus verschiedensten Zusammenhängen hierher kamen. Es waren eben nicht allein die Studierenden, sondern ein weiter Kreis von Interessierten – vor allem auch Ältere. Auch jene, die in ihrer Lebensgeschichte kaum Zugang zu Bildungseinrichtungen gesucht oder gefunden hatten. Das lag an den Themen und an der Atmosphäre.

Mechtild M. Jansen schreibt dazu in einem ihrer Artikel: „Anfangs war ich richtig benommen von

den hohen Teilnehmerzahlen, boten sie mir doch eine vollendete Legitimation meiner Arbeit den kirchlichen Institutionen gegenüber.“

Das Angebot an der KSG zu den Themen Frauenarbeit, Frauengeschichte, Frauenbildung, zu Theorien der weiblichen und der männlichen Identität war innovativ, denn die Universität öffnete sich dem Gender-Thema erst Ende der 1980er Jahre – nach 10 Jahren Auseinandersetzung um die Einrichtung einer Professur für Frauenforschung, bekannt als Kampf um den Frauenlehrstuhl, erst 1985 erfolgreich abgeschlossen. Heute gehört das international renommierte Cornelia-Goethe-Zentrum zum festen Bestandteil der Universität, es ist ein ständiger Kooperationspartner bei den wissenschaftlichen Tagungen, die Mechtild M. Jansen heute ausrichtet, wie zum Beispiel die Vortragsreihe „Gerechtigkeit – von Philosophinnen gesehen“, die gestern in der Stadtbücherei in Frankfurt begonnen hat: Die hier beteiligten Institutionen – das Frauenreferat, die Evangelische Stadtakademie, die Hessische Landeszentrale – machen deutlich: Das Thema Gender ist eine selbstverständliche Kategorie geworden – ein Erfolg der Frauenbewegung. Aber diese Bewegung bewegt sich ja nur, soweit sich Personen bewegen.

Dabei ging es nicht immer nur harmonisch zu. Einen aufschlussreichen Beitrag überschrieb Mechtild M. Jansen: „Frauenarbeit in der Kirche – und sie bewegt sich doch“.

Damit werden jedenfalls die Zähigkeit der Auseinandersetzung vor Ort und ein unabdingbarer Optimismus sichtbar, der zu den Vorzügen der Preisträgerin gehört. Mechtild M. Jansens Ansicht zu lebenspraktischen Erfahrungen seinerzeit: „Je näher man an den hierarchischen Kern kommt, desto seltener trifft man auf Frauen. Schafft eine Frau es aber, sich hochzuarbeiten, so fällt sie in der Regel unangenehm auf: Kirchli-

che (und nicht nur die) Würden- und Amtsträger tun sich weitgehend schwer, denn sie sind eher den Umgang mit Frauen gewohnt, die im sozialen Statusgefüge unter ihnen stehen.“

Bis heute zeichnet sich die Arbeit von Mechtild M. Jansen dadurch aus, dass sie sich nicht auf dem breiten Trampelpfad des Gängigen, des allgemeinen Konsenses bewegt. Das wäre für ein Kulturmanagement, wie sie es betreibt, auch dysfunktional. Interesse weckt gerade das Vorausdenken! Das Marginalisierte so einzubringen, dass ein Publikum gewonnen wird – das ist die Kunst, und die Preisträgerin kann das, wie sie seit langem praktisch zeigt. So sitzt sie immer ein bisschen zwischen den Stühlen – und das Publikum und die Beteiligten danken es ihr, denn so wird es nicht zu gemütlich (geistig träge) oder langweilig. Zum Beispiel in der Frauenforschung: Hier hat Mechtild M. Jansen schon immer den Gender-Aspekt betont, auch als das noch gar nicht so gefragt war.

Die Opferperspektive als problematisches Selbstverständnis von Frauen wurde in ihrer Aufklärungsarbeit schon früh einer genauen Untersuchung unterzogen. Dazu kam die Auseinandersetzung mit den Potenzen und Ressourcen von Frauen. Die „Männerbewegung“, die Männerthemen fanden in diesen Veranstaltungen ebenfalls ein Forum. Es ist gut und ein Ausdruck der Veränderung, dass klassische Themen der Frauenbewegung heute schon beide Geschlechter einbeziehen – wie etwa der Titel einer Fachtagung im Jahr 2008 zeigt: „Pflegerische und sorgende Frauen und Männer. Aspekte einer künftigen Pflege im Spannungsfeld von Privatheit und Professionalität“ – in Kooperation mit dem Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen.

Geschlechterdemokratie erhält seit der Weltfrauenkonferenz von 1985 zunehmend eine instituti-

onelle und gesetzliche Grundlage als Durchsetzung des Prinzips des Gender Mainstreaming, das 1999 als Leitprinzip der Beschäftigungspolitik in den Institutionen der EU von der deutschen Bundesregierung anerkannt wurde. Aber nicht erst seit Gender Mainstreaming gilt in der Arbeit von Mechtild M. Jansen, was sie selbst schreibt: „Ein wesentliches Ziel von Frauenpolitik ist, den Geschlechtervertrag neu auszuhandeln. Das bedeutet: Männer und Frauen sollten sich gleichberechtigt Erwerbs- und Reproduktionsarbeit teilen.“ Die Polarisierung beeinträchtigt die Lebensentwürfe beider Geschlechter; sie schematisiert und überfordert Frauen und Männer – vor allem, nachdem die ökonomische Grundlage der Rollenteilung wegbriecht. Mütter und Väter wollen zunehmend beides: sich um ihre Kinder kümmern *und* Karriere machen. Das Problem der Vereinbarung von Autonomie und Bindung stellt sich für beide Geschlechter, vor allem in der Frage gelebter Elternschaft.

Die Arbeit von Mechtild M. Jansen, ob an der KSG oder in den Jahren 1985 bis 1987 als Leiterin des Katholischen Bildungswerks Lahn-Dill-Eder bis zu ihrer gegenwärtigen Tätigkeit als Referatsleiterin für die Hessische Landeszentrale für politische Bildung, lässt sich als Engagement für die Herstellung von Öffentlichkeiten verstehen. Immer geht es darum, Foren zu schaffen, Interessierte aus verschiedenen gesellschaftlichen Welten zusammenzubringen, zum Dialog einzuladen, wo bisher eher Schweigen herrschte. Die Arbeitsgebiete wurden zwar immer etwas unterschiedlich benannt, blieben sich aber im Wesentlichen gleich: Gender ebenso wie Migration, Antisemitismus und Rechtsradikalismus, vor allem unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Lebenslagen und Perspektiven von Frauen und Männern.

Das Herstellen von Öffentlichkeiten in diesen Feldern hat sich seit den 1970er Jahren stark gewandelt. Beim Lesen der Seminarprogramme

aus den 70er und frühen 80er Jahren spürt man das Klima des gesellschaftlichen Aufbruchs. Der Blick über die Themen und Programme zeigt: Die Utopie war spürbar und übersetzte sich in Aktionsformen, die eng mit dem Bildungsprogramm verknüpft waren.

Ein Beispiel für die Veränderung: Die autonome Frauenbewegung ist heute weniger sichtbar. Institutionalisierung und Professionalisierung der Frauenpolitik verändern die Rolle der autonomen Fraueninitiativen. Umso wichtiger ist es, in der Bildungsarbeit dem Inkommensurablen, dem, was nicht einfach in Programme passt, der Fantasiearbeit, den kreativen Überschüssen Raum zu lassen. Das gilt umso mehr, als der ökonomische Druck eher zu einer Re-Traditionalisierung und einem Zurechtstutzen sozialer Fantasie führen könnte. Da helfen Öffentlichkeiten, die sich nicht auf Zwecke von Parteien und Institutionen festlegen lassen, die Lebensentwürfe, Erlebnisrealität, Selbstorganisation mit der Ratio von Wissenschaft und Politik zusammenbringen, aber sich den Letzteren nicht einfach unterordnen.

Von ihrem Konzept her entspricht die Hessische Landeszentrale für politische Bildung einem solchen modernen Anspruch: Der Pluralismus der Meinungen und Positionen soll in der pädagogischen Arbeit nicht eingeengt werden. Vielfalt der Stimmen ist gerade die praktische Übung demokratischer Meinungsbildung.

Wie setzt man aber solch richtige, wenn auch hohe und abstrakte Ziele langfristig in bildungspolitische Praxis um? Ein gutes Beispiel ist die politische Bildungsarbeit zu zwei Themen, die heute überall auf der politischen Agenda stehen, die für Mechtild M. Jansen aber schon lange vorher zentral waren: die Arbeit mit dem Mütterbüro und den 60 hessischen Mütterzentren und als zweites die Arbeit mit Alleinerziehenden.

Die Mütterzentren geben Frauen, die Kinder versorgen, Unterstützung auf möglichst vielen Ebenen. Programme waren zum Beispiel: „Mütter starten in die Selbstständigkeit“, „Coaching für Existenzgründerinnen“, aber auch Dienstleistungen vom Mini-Kindergarten bis zum Mittagstisch, die Tagesmüttervermittlung und die Initiative „Frauen ans Netz“ – alles beschrieben und diskutiert in der eigenen Zeitung „Stiefmütterchen“. Über 20 Jahre läuft jetzt die Kooperation.

Mechtild M. Jansen war sich der Schwierigkeiten bewusst. Sie schreibt in einem Rückblick: „Ich bin Feministin, und es hat mich immer geärgert, wie herablassend oder gequält oft über Mütter und Kinder geredet wurde – so als seien sie ein Störfaktor. Die unsichtbare Arbeit, die vorwiegend von Frauen geleistet wird, sollte, so schien es, brav unter der Decke bleiben.“

Sorgende Tätigkeiten sind in unserer Gesellschaft unterbezahlt oder gar nicht bezahlt und abgewertet. Ihnen fehlt jeder Glamour, und das wirkt sich durchaus auch in der öffentlichen Debatte aus. Nur über Anglizismen können diese Themen wieder eingeführt werden: etwa als Care-Tätigkeiten oder als Work-Life-Balance oder auch als „Problem der sinkenden Geburtenrate“. Aber es verbirgt sich dahinter der gleiche Tabubereich der unsichtbaren und zugleich unverzichtbaren Arbeit.

Ich wollte deutlich machen, dass es bei der Herstellung von Öffentlichkeiten als Aufgabe der politischen Bildung besonders darauf ankommt, auch jenseits der eingespielten Themen an den Sachen dran zu bleiben, wie hier in der Unterstützung der Mütter-Aktivitäten (am Beispiel der sorgenden Tätigkeiten) deutlich wird.

Ein ebenso marginalisiertes Thema war Ende der 1980er Jahre die Situation Alleinerziehender. Am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Marburg diskutierte Mechtild M. Jansen eini-

ge Semester lang als Dozentin mit den angehenden PädagogInnen ausführliche, offene Interviews mit Alleinerziehenden. Im Ergebnis wurden die besonderen Belastungen der Einelternfamilien deutlich sichtbar. Dann organisierte sie 1990 den landesweiten Kongress „Alleinerziehende im Aufbruch. Wir sind mehr, als ihr glaubt!“ mit einem charakteristischen Angebot an wissenschaftlicher Information, mit Arbeitsgruppen und Plenum. Die hohe Resonanz mit 300 TeilnehmerInnen und 150 Kindern zeigte, dass es hier um ein zentrales Anliegen von Frauen und Müttern ging. Themen und Forderungen waren:

- Ganztageseinrichtungen flächendeckend,
- Notsituation: Kinderbetreuung,
- Erwerbs- und Bildungsverhalten von Frauen mit Kindern in Hessen,
- Beziehungsfragen: Trennung – Resignation oder Neuanfang?

In der Öffentlichkeitsarbeit kommt es auf Kontinuität an: 2001 folgte der Kongress „Alleinerziehend, na und? Familie ist, wo Kinder sind“; 2008 der landesweite Kongress „Drahtseilakt Alleinerziehend“. Die mitveranstaltenden Partner – die Frauenbüros, Pro Familia, die Universitäten von Gießen, Marburg und Frankfurt – zeigen anschaulich, dass es für die politische Bildung gilt, öffentliche Foren des Austauschs von Betroffenen, Fachkräften und WissenschaftlerInnen herzustellen.

Den Kontakt mit der ForscherInnen-Seite erhielt Mechtild M. Jansen immer lebendig, indem sie ihr Wissen in der universitären Lehre weitergab, in Lehraufträgen in Marburg, Gießen, Halle, gegenwärtig an der Katholischen Hochschule in Köln. Dazu zählt aber auch – neben vielen anderen Engagements – die Tätigkeit im Beirat der „Feministischen Studien“ und im Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung.



13

Nicht selten sind Publikationen von Tagungen sehr heterogen, manchmal ermüdend für die LeserInnen, die nicht dabei waren. Für die „Polis“-Hefte und die Dokumentationen, die Mechtild M. Jansen herausgegeben hat, trifft das nicht zu. Sie spiegeln den Stand der wissenschaftlichen Debatte, geben einen Einblick in die aktuellen Erfahrungen und Vorschläge der Betroffenen. Auch ältere Exemplare sind spannend zu lesen, weil sie nicht dogmatische Mühlen bedienen, sondern als temperamentvolle Zeitdokumente die Debatten nachvollziehbar machen. Und weil – wie ich besonders betonen möchte – Reizthemen aufgegriffen wurden und werden, durchaus auch gegen aktuelle Strömungen, Themen ohne Lobby, zu kompliziert, zu peinlich, zu traurig. Eben darum besteht hier der Bedarf, denn die Betroffenen erfahren eine Ausgrenzung, die es aufzuheben gilt.

Weitere Arbeitsschwerpunkte, die sich durchziehen, sind: Migration, multikulturelles Zusammenleben, Antisemitismus und Rechtsradikalismus. Es ist eine Reihe, in der jedes Thema für sich Konfliktzonen bezeichnet. Diese werden nicht nur, aber auch als Geschlechterkonflikte gelebt. Der aktuelle Umgang mit der Migration und dem Antisemitismus verweist unmittelbar auf die deutsche Vergangenheit. Ein zentrales Thema in der Arbeit von Mechtild M. Jansen ist die Auseinandersetzung mit dem Holocaust, dem Nationalsozialismus und der Verstrickung in Schuld sowie mit dem fortbestehenden Antisemitismus am Rande des demokratischen Spektrums.

Mechtild M. Jansen war die erste Veranstalterin, die 1980 in Frankfurt ältere Frauen und junge Frauen aus der Protestkultur der Neuen Linken zu gemeinsamen Treffen mit dem Gegenstand der biographischen Erinnerung einlud. Das Neue war eigentlich nicht die Begegnung unterschiedlicher Generationen, sondern diese erste Aufarbeitung von Alltagserzählungen, von Lebensberichten.

Dafür gab es damals noch keine klare Bezeichnung. Aleida Assmann spricht heute vom Gegensatz, der in Deutschland die biographische Erinnerung von dem offiziellen Gedächtnis trennt. Dieser Gegensatz muss in einer lebendigen Auseinandersetzung verringert werden, sonst entsteht das Gefühl von Entleerung der öffentlichen Rede.

Solche Begegnungen waren damals Neuland und endeten in tumultartigen Auseinandersetzungen zwischen den Generationen. Die Jungen sahen sich als Täter-Kinder, wollten zugleich nichts mit den Taten der Eltern zu tun haben; sie strebten einen radikalen Schnitt an, der, wie wir heute wissen, niemals gelingen kann. Solche Experimente mit sozialen Erfahrungen waren selbst dann für die Beteiligten ungeheuer wichtig, wenn sie zunächst in der Konfrontation stecken blieben. Es waren Auseinandersetzungen, die heute noch vor Augen stehen und für viele – auch für mich – den Anlass zu immer wiederkehrenden Reflexionen bieten. Es fanden später viele Veranstaltungen in Kooperation mit der jüdischen Gemeinde in Frankfurt statt. die Vortragsreihen „Jüdinnen in Kultur und Wissenschaft“ oder die Reihe „Welche Welt ist meine Welt? – Aus dem Leben jüdischer Frauen“.

Seit der Wiedervereinigung sind die Vorurteile gegen AusländerInnen und auch der Antisemitismus in der deutschen Gesellschaft zunehmend sichtbar geworden. Im Oktober 1992 organisierte Mechtild M. Jansen den Kongress „Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit“ im Frankfurter Römer. Die Veranstaltung wurde damals vom Frankfurter Amt für multikulturelle Angelegenheiten und der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung ermöglicht.

Das Thema der religiösen Traditionen und damit der produktiven und gefährlichen Differenz ergab sich für Mechtild M. Jansen schon aus den An-

forderungen, die sich in Frankfurt früher als anderswo stellten. Konkret zu Frankfurt: 40 Prozent der EinwohnerInnen haben hier gegenwärtig einen Migrationshintergrund. Zwei Drittel der 2006 geborenen Kinder in Frankfurt sind Deutsche mit einer zweiten Staatsbürgerschaft. Das Thema Gender gehört zu den Konfliktthemen zwischen den Kulturen. Die Auseinandersetzung um Deutschland als Einwanderungsland fand in Frankfurt früher als anderswo statt. Die Debatthemen halten sich erschreckend über die Jahre durch.

Hier gehe ich noch einmal etwas ins Detail: Schon 1980 begann Mechtild M. Jansen mit zahlreichen Veranstaltungen, zum Beispiel:

- zur Rolle der Frau im Islam,
- zu Problemen ausländischer Frauen,
- zum Antisemitismus.

Ebenso begann damals eine Reihe mit dem Titel: „Emanzipationsvorstellungen von iranischen Frauen in der islamischen Republik“. Seit Ende der 1980er Jahre gibt es die regelmäßige Zusammenarbeit mit den Ausländerbeiräten in Hessen. Jedes Jahr finden in dieser Kooperation Treffen und unterstützende Angebote statt. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf den Berichten über die erfolgreichen interreligiösen Kooperationsprojekte. Darüber hinaus wurden zahlreiche migrationspolitische Fachtagungen veranstaltet – gemeinsam mit dem Amt für multikulturelle Angelegenheiten und der Evangelischen und der Katholischen Erwachsenenbildung. Es ging dabei immer auch um die unterschiedlichen Lebensumstände der Frauen, und vor allem sollten die Frauen immer selbst zu Wort kommen. Die Konzeption der Veranstaltungen ist dem Konzept von Chancengleichheit, der Vermeidung von Diskriminierung und zugleich der Analyse der Unterschiede verpflichtet.

Religion und Stadtkultur – auch persönliche Erfahrungen – spielen bei dem Engagement für das Thema mit. Dass Mechtild M. Jansen ihren Berufseinstieg in der katholischen Bildungsarbeit hatte und lange Jahre ihrer Tätigkeit dort engagiert war, hat biographische Wurzeln. Mechtild M. Jansen: „Ich stamme aus Köln und bin aufgewachsen in Anlehnung an und in Auseinandersetzung mit dem rheinischen Katholizismus.“

Frühe Bildung lässt sich nur in Maßen als Schulbildung beschreiben. Mechtild M. Jansen wuchs in Köln auf. Das Kölsche ist eine Lebensart besonderer Prägung. Frecher Sprachwitz ist die eine Seite, eine handwerklich-ständisch geprägte Volkskultur patriarchalischen Zuschnitts die andere. Dass einmal im Jahr die Schlipse bedroht sind, hat in Köln ein Fundament in der alltäglichen Realität. Vor allem für die jungen Frauen in den 1960er Jahren galt: Außer der Rolle des „lecker Mädchen“ gab es kein Angebot.

Köln: Einem vom Dom und den Kirchen dominierten Stadtbild entspricht die öffentliche Rolle des Katholischen. Im Fotoalbum sieht man die fünfjährige Mechtild im weißen Kleid mit Kranz im Haar in der Fronleichnamsprozession. Stolz trägt das Kind ein Samtkissen mit Troddeln, darauf eine Medaille. Im Hintergrund die Kirche Sankt Gereon, eingefasst von einem Baugerüst.

In den 50er und bis in die frühen 60er Jahre war das öffentliche Leben durch die katholischen Rituale geprägt. Höhepunkte waren die Fronleichnamsprozession, die Weihnachtsmesse usw. Man war katholisch, weniger in stiller Sammlung als in der Teilhabe an öffentlichen Inszenierungen.

Mechtild M. Jansen stammt aus einer katholischen Familie, wuchs in Köln Mitte auf. Ihr Vater war Lehrer. Im Umgang mit zwei älteren Brüdern übte sie früh Techniken der Selbstbehauptung – vor allem, sich von den Älteren nicht abhängen

zu lassen. Kindheitserinnerung: Da sagen die älteren Brüder: „Wenn de heulst, musste zurück zu Mama!“ Das wollte sie auf keinen Fall.

Heinrich Böll hat der rheinisch-katholischen Doppelmoral und der Gewalt gegen Abweichler, die nicht dazu gehören, ein literarisches Denkmal gesetzt. In „Der Engel schwieg“, einer Erzählung über das Nachkriegs-Köln, stellte er die Verdrängungsmechanismen der Verflechtung von Katholizismus und Nationalsozialismus dar, auch die Wiederherstellung der alten Hierarchien noch in der Trümmerlandschaft.

Ein anderes Kinderbild aus dem Album: Die kleine Mechtild auf einem Balkon, an der Straße im Hintergrund eine Hausfassade mit leeren Fensterhöhlen. Der Fotograf hat den Vordergrund scharf gestellt, der düstere Hintergrund verschwimmt. Mir scheint das wie ein Sinnbild für die offizielle politische Kultur. Der Blick richtet sich nach vorn, versucht die fortwährende Gegenwart des Schreckens auszublenden.

1963 begann die Jugendrevolte, die sich zunächst still und spontan an den Schulen in Lektürekreisen, in den unterschiedlichsten Jugendorganisationen, in Kleingruppen organisierte und schließlich in einen offenen Generationenkonflikt überging. Jugendliche lebten eine neue Kultur – Haare lang, neue Musik, Mädchen in Hosen und Minirock (eine Sensation seinerzeit). Neue Linke, Pille und Sex-Debatte, Abtreibungsdebatte und die zweite deutsche Frauenbewegung mit dem Weiberrat.

Solche Neuigkeiten des Lebens müssen wir uns in Auseinandersetzung mit einer katholischen Bildungsgeschichte und der katholischen Lebenswelt vorstellen. Mechtild M. Jansen war ein neugieriges Mädchen und kam in der Stadt herum, in etlichen Schulen und kirchlichen Gruppen. In Köln machte sie an der Katholischen Fachhochschule für Sozialpädagogik 1970 ihren Abschluss.

Als Hintergrund möchte ich noch einmal Böll als Zeitzeugen nennen, weil er die traurigen Karrieren der Frauen im wohlhabenden rheinischen Bürgertum bis in die Bonner politische Elite hinein beschrieben hat: die „drei K“ und die große Depression – im zu Unrecht vergessenen Buch „Frauen vor Flusslandschaft“. So leben wie ihre Mütter wollten diese Töchter nicht, und sie hatten die Chance zur Veränderung. Mechtild M. Jansens Generation hatte Glück, eine historische Chance, die zu ergreifen war und die ergriffen wurde. An erster Stelle: Unabhängigkeit durch Bildung und Beruf – keine Chance hatten Versorgungehe und Heiratskarriere. Stattdessen: Suche nach Selbstbestimmung. Auch das war neu. Die offenen neuen Jugendszenen waren etwas anderes als Vereinskultur, auch als die traditionellen Jugendorganisationen von Kirchen, Parteien und Gewerkschaften. Es war die erste neue Form einer nicht institutionalisierten Öffentlichkeit. Diese Treffen zur Klärung von Zielen und zur Selbstverständigung, auch zur Selbstbespiegelung und Selbst-Feier, waren notwendig, um Neues auszuprobieren und durchzuspielen und das Althergebrachte einer ziemlich erbarmungslosen kritischen Revision zu unterziehen. Und in dieser Stimmung der Aufbruch zum Studium der Erziehungswissenschaft, der Psychologie und Soziologie in Frankfurt.

Frankfurt war ein besonderes Pflaster, ganz anders als Köln. Eine Stadt, die geradezu durch Ritualmangel gekennzeichnet war: mehr Reflexion, weniger Kirche.

Aus dem großen Aufbruch von 1968 entstanden schließlich realistische, nüchterne und viel bescheidenere Formen zivilgesellschaftlichen Engagements: Frauenhäuser, Gesetzesänderungen, ein Bewusstsein für Menschenrechte ...

Diese Umformungen stellen sich in der Lebensgeschichte von Mechtild M. Jansen dar – und da ist

sie typisch für diese Generation bürgerlicher Töchter – als Kindheit in der Adenauer-Ära, als wilde Jugend von '68 und als nüchterne Berufstätigkeit im Erwachsenenalter. Diese Entwicklung wird zu Unrecht als Verrat an den Jugendidealen geschmäht. Vielmehr ist es eine durchaus schmerzhaft Verabschiedung von der Utopie, von grandioser Selbstüberschätzung und auch von Selbstgerechtigkeit. So verstehe ich auch Mechtild M. Jansens Arbeit in der Katholischen Erwachsenenbildung keineswegs als einfache Rückkehr zur Vergangenheit, sondern als „back to the roots“ im Sinn einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition und als Bemühen, Neues einzubringen in Auseinandersetzung mit anderen Generationen, mit der Hierarchie, mit der Institution und deren Selbstverständnis.

Als liberales Pflaster hatte schon Tony Sender die Stadt Frankfurt erlebt, wie sie in einer Rückschau beschrieben hat. 1929 resümierte sie: „Ich werde Frankfurt stets eine unendliche Dankbarkeit dafür bewahren, dass es mich mit einer so stattlichen Reihe gleichstrebender und gleichgesinnter junger Menschen zusammenbrachte und unseren hungrigen Geistern viel Anregung bot.“ Die Vielfalt von Lebensformen, von Religion und Konfession war in Frankfurt schon in der Vergangenheit charakteristisch. Der katholische Dom in einer protestantischen Stadt, die Bedeutung der jüdischen Gemeinde, die hugenottischen Zuwanderer aus Frankreich – um nur einige Traditionen zu nennen – erzeugten in der Mischung aus wohlverstandenen Geschäftsinteresse und aufgeklärter Offenheit des städtischen Bürgertums jenes liberale Klima, das Tony Sender in den 1920er Jahren erfuhr und das sich bis in die Gegenwart bemerkbar macht. Vielleicht ermöglichte auch diese Tradition der Stadt, mit der Tatsache der

Einwanderung früher als andere produktiv und offen umzugehen.

Vergegenwärtigen wir uns das Schicksal von Tony Sender. Ihr Leben fand in der Dramatik statt, war Politik auf Leben und Tod. Ihre Lebensentscheidungen und ihr Überleben konnten nur mit totalen Brüchen in der bürgerlichen Existenz gelingen. Um die Früchte ihrer beruflichen und politischen Arbeit wurde sie 1933 gebracht, sie kämpfte mit Flucht und Verlust, mit der Emigration. Tony Sender gelang gegen alle Widerstände ein kompletter Neuanfang in einer neuen und fremden Welt, eine Aufgabe, an der viele scheiterten.

Demgegenüber kann Mechtild M. Jansen – und sie steht damit für unsere Generation und die Jüngeren – auf den Leistungen der deutschen und der internationalen Demokratiebewegung seit den 1920er Jahren aufbauen. Blickt man zurück auf die soziale Bewegung, wie sie sich in den 1970er und 1980er Jahren in den Tagungen und Gruppen der KSG spiegelt, so ist ein deutlicher Fortschritt zu erkennen: Geschlechterdemokratie ist ein fester Bestandteil der politischen Werte geworden. Zentrale Themen der Geschlechtergerechtigkeit sind zumindest Teil der politischen Rhetorik der relevanten politischen Institutionen.

Es wäre naiv sich auf den Fahrstuhl zum besseren Leben für alle zu verlassen. Gerade das Fortbestehen der Konfliktthemen Gender, Migration, Antisemitismus unter den Bedingungen der globalisierten Welt zeigt die Notwendigkeit, weiter Öffentlichkeiten herzustellen, und das heißt, die Anerkennung von anderen, den Dialog zwischen bisher Fremden auszubauen – wie Mechtild M. Jansen das seit 30 Jahren tut.



## Dankesrede von Mechtild M. Jansen

Sehr geehrte Frau Bürgermeisterin Ebeling,  
sehr verehrte Damen und Herren.

Es ist für mich ein großes Geschenk, und ich freue mich sehr darüber, mit einem Preis, dem Tony Sender den Namen gab, ausgezeichnet zu werden. Tony Sender, die rebellische junge Frau, die Jüdin, Feministin und Sozialistin, Kämpferin für Frauen und für soziale Gerechtigkeit, hat einen Horizont des Engagements ausgeschritten, der in einem guten Sinne beispielhaft ist: unvoreingenommen, eigenwillig, mutig und hell-sichtig, sie gehört zu den Vorbildern, die Räume eröffnen für das eigene Engagement.

Von der politischen Philosophin Hannah Arendt, die ebenso wie Tony Sender in die USA emigriert ist, habe ich gelernt, wie wichtig es ist, am Thema zu bleiben, gerade auch wenn Irritationen und Verunsicherungen auftauchen, und zugleich alle Dinge wieder neu und vorurteilsfrei anzuschauen, eine Fähigkeit, die sie mit dem Bild „Denken ohne Geländer“ umschrieben hat. Beide Handlungsmaximen, eine gewisse Kontinuität zu wahren auf der einen Seite und alles in Frage zu stellen auf der anderen, scheinen sich zu widersprechen. Das tun sie auch, aber in einer spannungsvollen Weise. Und diese Spannung nicht zu leugnen, sondern sie aufrecht zu erhalten, war für mich ein überaus hilfreicher Wegweiser, um zwei Gefahren, die eine so lange Zugehörigkeit zu Institutionen in sich birgt, immer wieder zu erkennen und zurückzuweisen: die Anpassung an das Gegebene und die Besserwisserei.

Ob mir das immer gelungen ist, wage ich nicht zu entscheiden, dass mir das manchmal gelungen ist, schon. Denn nicht selten befand ich mich in der unbequemen Situation, zwischen allen Stüh-

len zu sitzen. Aber was den Sinn für die Realität betrifft, war auch das für mich eine nützliche Erfahrung. Zwischen den Stühlen zu sitzen, kann nämlich auch bedeuten: Man sieht mehr, auch das, was unter den Stühlen liegt. Manchmal gelingt es dann auch, sich auf einen dritten Stuhl zu setzen und von dieser Position aus neue Verbindungen zu knüpfen und Positionen zu integrieren.

Ich habe das Glück gehabt, mit den Menschen, die ich getroffen habe, gerade in ihrer Vielfalt und ihren Unterschieden viel erlebt und von ihnen gelernt zu haben, von den Frauen und Kindern aus den sozialen Brennpunkten oder den Mütterzentren, von den Alleinerziehenden, den Migrantinnen und Migranten, den Professorinnen und Professoren und ganz besonders von meinen Freundinnen und Freunden. Gerade die Begegnung mit Menschen in ihrer Vielfalt und Differenz, was sowohl die soziale als auch die kulturelle und die ethnische Herkunft betrifft, ist ein Glücksfall. Mitunter war es natürlich auch anstrengend, und Missverständnisse waren nicht immer vermeidbar. Aber es bleibt ein Geschenk, und ich bin dankbar, dass mich so viele an ihren Ideen, ihren Lebensgeschichten haben teilnehmen lassen.

Einen Preis erhält man allein. Aber ehrlich gesagt, es sind viele beteiligt gewesen und genauso würdig, die mit mir zusammen gekämpft, gearbeitet, Ideen entwickelt, gelacht und gefeiert haben. Auch die, welche sich an mir gerieben haben und an denen ich mich gerieben habe, die für mich oft eine Zumutung waren und für die ich auch eine war. Ambivalenzen gehören zum Leben und sind oft die ersten Anstöße für das eigene



Urteilsvermögen, sich neu und anders zu orientieren.

Wenn man fast 40 Jahre mit dem Geschlechterthema befasst ist, beschleicht einen mitunter aber auch das Gefühl, mindestens dreimal durch dieselben Themen und Probleme (Selbstbestimmungsrecht, Kinderbetreuung, Vereinbarkeit, gleiche Entlohnung, Karrierechancen etc.) hindurchgegangen zu sein. Aber es ist nicht ganz so, die Ausgangslage und die Probleme verändern und modifizieren sich. Sie können und müssen immer wieder neu und anders entdeckt, gedacht und bearbeitet werden, und das macht die Lebendigkeit der Bildungsarbeit aus.

Wenn ich den Bogen spanne von meiner ersten Tätigkeit bei der Katholischen Hochschulgemeinde, in mir noch der ganze Schwung von Studentenbewegung und Frauenbewegung, Berge versetzen zu können, über die langsame institutionelle Verankerung von Frauenrechten und Frauenstudien bis heute, wo die Frauenbewegung nicht mehr existiert und wir uns als Individuen gegenüberstellen, die Frauen sind, aber ohne Berufung auf einen weiblichen Essentialismus, dann empfinde ich mehr Optimismus als Resignation. Auch wenn die Schattenseiten der von vielen gelebten Individualisierung – Vereinzelung und Vereinsamung – heute deutlicher hervortreten und die Frage entstehen lassen, ob die Fragmentierung gesellschaftlicher Fragen zu subjektiven Problemen nicht eher einer Unfähigkeit geschuldet ist, Zusammenhänge zu sehen und Problemlagen zu erkennen. Wir brauchen neue Lösungswege, auf denen wir die alten Errungenschaften mitnehmen. Ich wünsche mir für die Zukunft, dass die Netzwerke und Kooperationen, die geschaffen wurden und in denen ich mich bewegen konnte, weiter so gut funktionieren und die Freude am gemeinsamen Arbeiten an Projekten und Themen wie Gerechtigkeit, Migration und Religion, Potenziale von Migrantinnen und

Migranten, Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit, die Herausforderungen, die der demografische Wandel mit sich bringt. z. B. neue Modelle des Zusammenlebens der Generationen, um nur einige zu nennen, kreativ weiterläuft – nicht nur weil immer weniger Geld zur Verfügung steht und die Etats überall angespannt sind, sondern weil es Sinn macht, weil mehr Kreativität, Urteilsvermögen und Ressourcen zusammenkommen, wenn man kooperiert und vernetzt arbeitet. Mehr Menschen entwickeln einfach mehr Ideen, gerade dann, wenn die Akteure aus unterschiedlichen Milieus und verschiedenen Generationen kommen und unterschiedliche Erfahrungen haben.

Im Schatten der Bankenkrise und der Verschuldung wächst natürlich die Angst, dass das Geld auch für Bildungsprojekte ausgehen könnte.

Ich vermute, es ist immer noch genug Geld da, es ist allenfalls falsch verteilt. Wir müssen aufpassen und uns einmischen, auch mit Bildungsveranstaltungen, für eine Welt, die allen Menschen Teilhabe gewährt. Geschlechterpolitische Akzente in Politik und Gesellschaft sind weiterhin erforderlich. „Am Thema bleiben“ heißt weiter meine Devise.

Ich bedanke mich noch einmal ganz herzlich bei der Stadt Frankfurt für die Verleihung des Toni-Sender-Preises, bei den vielen Kooperationspartnern und Netzwerken, die ich leider nicht einzeln nennen kann, und natürlich bei den Gästen des heutigen Abends, die gekommen sind, um mit mir zusammen zu feiern.



## **Kontakt Daten Musikerinnen:**

Allegria – das Vokalsextett

c/o Ariane Treffer

Usagasse 26

61160 Friedberg

[www.allegria-sextett.de](http://www.allegria-sextett.de)

# Impressum

## Herausgeberin

Stadt Frankfurt am Main

Frauenreferat

## Bezug

Frauenreferat

Hasengasse 4

60311 Frankfurt am Main

Telefon: +49 (0)69 212 30112

Telefax: +49 (0)69 212 30727

E-Mail: [info.frauenreferat@stadt-frankfurt.de](mailto:info.frauenreferat@stadt-frankfurt.de)

Internet: [www.frauenreferat.frankfurt.de](http://www.frauenreferat.frankfurt.de)

## Fotos

Foto Wachendörfer

## Gestaltung Umschlag

Opak Werbeagentur GmbH, Frankfurt am Main

## Druck

Centercopy GmbH, Frankfurt am Main

März 2010

Stadt Frankfurt

**Frauenreferat**

Hasengasse 4

60311 Frankfurt am Main

Telefon: +49 (0)69 212 35319

Telefax: +49 (0)69 212 30727

E-Mail: [info.frauenreferat@stadt-frankfurt.de](mailto:info.frauenreferat@stadt-frankfurt.de)

Internet: [www.frauenreferat.frankfurt.de](http://www.frauenreferat.frankfurt.de)

**FRAUEN**

**REFERAT**

Frankfurt am Main

STADT  FRANKFURT AM MAIN